Für die Jugend.

Ein tapferes Mädchen.

Die Schülerinnen der Mädchenschule in Washington Village, einem kleinen Orte Nordamerikas, waren in nicht geringer Aufregung. Der große „Gedenktag" stand bevor, den die Vereinigten Staaten von Nordamerika am 30. Mai zur ehrenden Erinnerung an ihre im Bürgerkriege von 1861—1865 gefallenen Helden festlich begehen.

In Washington Village sollte diese Feier unter anderm eine öffentliche Bekränzung der Heldengräber in sich schließen. Es waren hierzu Schulmädchen, je eines als Vertreterin eines Einzelstaates und in entsprechendem Kostüm, ausersehen.

Fünfundvierzig gräberschmückende Mägdlein däuchten nun dem Festausschuß etwas allzuviel des guten, weshalb man sich nach längerer Debatte auf dreizehn, die Zahl der ursprünglich zur Union gehörigen Staaten, einigte. Mit welchem Herzklopfen die vorhandenen 52 Schülerinnen der Wahl entgegensahen, läßt sich denken. Dieselbe wurde sehr vereinfacht durch den weiteren Beschluß, nur Soldatentöchter zu nehmen, und freudestrahlend nahmen zwölf in der Schule ermittelte das Ehrenamt an.

„Jetzt fehlt uns nur noch eine," sagte er Hauptlehrer. „Ist denn keine mehr unter euch, deren Vater im Bürgerkriege mitgefochten hat?"

„Ich, Herr Lehrer," sagte ein schüchternes Stimmchen, und Rhoda Ireland, die neue Schülerin, erhob sich bescheiden. Sie war erst wenige Tage hier, und man wußte eigentlich nichts von ihr, als daß sie eine Waise und von auswärts gekommen sei, um in Washington Village bei ihrer Tante zu wohnen.

„Kannst du das Regiment deines Vaters angeben, Rhoda?" fragte der Hauptlehrer.

„Zwölftes Kavallerieregiment von Alabama," sagte die kleine Fremde ohne Zögern.

Peinliches Schweigen. Der Hauptlehrer räusperte sich verlegen und sah die Vorstandsherren hilflos an. Man hörte kichernde Mädchenstimmen, und mehr als ein Augenpaar maß die „Fremde" sehr von oben herab. „Alabama?! Eine aus dem ehemaligen Sklavenstaate? Eine von der „andern Seite"?" sagten die richtenden Blicke. Die neue Schülerin fühlte und verstand sie sehr gut. Ihre dunklen Augen füllten sich mit Thränen, aber sie beherrschte sich und blieb aufrecht stehen.

Da trat einer der Vorstandsherren auf sie zu, faßte sie freundlich bei der Hand und sagte mit echtem Herzenstakt: „Nimm meinen Dank, mein Mädchen. Ich begrüße es, daß du mit uns zusammenhalten willst. Die Zwölfer von Alabama waren brave Soldaten, Mann bei Mann, und der Gedenktag gilt allen, die damals gekämpft und auf beiden Seiten treu ihre Pflicht gethan haben."

Dankbar sah Rhoda Ireland den Sprecher an und alle Anwesenden fühlten, daß dies das rechte Wort zu rechter Zeit gewesen war.

So wurde denn Rhoda zur dreizehnten der „gräberschmückenden Jungfrauen" bestimmt. Sie besiegte durch ihr fast schüchtern bescheidenes Wesen, vereint mit einem sehr lieblichen Aeußern, bald das anfängliche Vorurteil, das natürlich mehr der Gedankenlosigkeit, als dem bösen Willen entsprungen war. Infolge ihrer zierlichen Gestalt wurde sie als Rhode Island, der kleinste unter den dreizehn Staaten, bezeichnet und ließ sich auch den Scherznamen desselben, „Little Rhody", gern gefallen.

Wie allerliebst die „dreizehn Staaten" am Festtage in ihrem Kostüm aussahen! Weiße Mullkleider mit breiten roten Schärpen, dazu die kleidsamen blauen Mützen, besät mit goldenen Sternen: es war wirklich eine hübsche Gruppe, als alle vor dem Schulhause versammelt waren.

Ein Ruf des Entzückens — der blu- Ein tapferes Mädchen 2 — Jugendpo mengeschmückte Wagen, mit vier schönen Grauschimmeln bespannt, hielt an der Treppe!

Es war ein sogenannter Gesellschaftswagen mit zwölf zu beiden Seiten verteilten Sitzen und einem dreizehnten an der Rückwand des Kutschbocks. Little Rhody, die immer Bescheidene, nahm mit dem zuletzt übrig bleibenden Platz vorlieb, jenes dreizehnten, ziemlich versteckten. Was lag ihr viel daran, ob sie gesehen wurde, gab es doch für sie selbst so viel zu sehen. Die geschmückte Menschenmenge, Militär und Beamte in Uniform, Musikkorps, Schulen und Vereine mit dem leuchtenden Sternbanner — kurz, das ganze festliche Treiben bot ein reizvolles, herzerhebendes Bild.

Glückselig fuhren die dreizehn Staaten in ihrem Viergespann die Straße entlang, überall mit freudigem Beifallslächeln begrüßt.

An der Straßenecke, wo der Festzug sich zur Fahrt nach dem ziemlich entlegenen Friedhof ordnen sollte, war bis jetzt nur der Blumenwagen mit den vielen zur Schmückung der Gräber bestimmten Kränzen und Gewinden eingetroffen.

Die Maisonne schien recht warm auf die harrenden Dreizehn herab.

„Ich wollt', man hätte einen Schirm mitnehmen können!" seufzte Pennsylvanien, der wolgenährteste unter den Staaten.

„Ich auch!" stimmten Connecticut, Maryland und andre ein. Nur Rhode Island, an fast wechsellose Sonnenglut gewöhnt, fühlte sich frisch wie ein Fisch im Wasser.

So, da langten noch mehr Wagen an, bald würde es losgehen, trösteten sich die Staaten.

Da entdeckte der Kutscher, wie es schien, irgend einen Fehler am Pferdegeschirr, dann, die Zügel sorgsam über den Kutschersitz legend, gab er die Enden derselben der kleinen Rhoda in die Hand und sagte: „Einen Augenblick, Kleine." Er schwang sich vom Wagen. „Was wollen Sie, Kutscher? — Wenn sie nun auskneifen!" rief Nord-Carolina ängstlich.

„Ich bin gleich wieder oben," sagte der Rosselenker gemächlich, „und für diese Pferde stehe ich ein, davon kneift kei —"

Da lag er zur Seite geschleudert, denn eines der Tiere war durch den Musikwagen, der eben heranfuhr, scheu geworden, brachte die andren mit in Aufregung — und fort ging es in wilder Hast, so scharf um die Ecke, daß das führerlose Fuhrwerk auf ein Haar umgeworfen worden wäre.

Laut aufkreischend klammerten sich die Staaten aneinander.

Ruhe, ihr Mädchen!" kommandierte da eine helle Stimme. Little Rhody war es, die aufrecht in dem holpernden, schwankenden Wagen stand. „Ihr erschreckt die Pferde ja noch mehr! — Sitzen bleiben! — Festhalten! — Um Himmelswillen nicht abspringen!"

Dabei hatte sie selbst, die Zügel immer in der Hand, sich federleicht, ein paar vorspringende Verzierungen des Wagens benützend, auf den Bock geschwungen, gerade als die Tiere in die Hauptstraße jagten. Ein wackerer alter Kampfgenosse wollte die Vorderpferde am Kopf fassen; er wurde umgerissen — und weiter ging es.

Mit staunenswerter Geistesgegenwart ordnete Little Rhody die Zügel in den Händen, genau so, wie sie es von ihrem Vater gelernt, während sie, o wie oft! neben ihm auf dem Bock gesessen und das daheim landesübliche Gespann von sechs Maultieren gelenkt hatte, das ihr Vater mit gellendem Zuruf antrieb, bis es dahinsauste wie toll. Wolgefällig lachend, hatte der einfache Mann seine „kleine Lady" auf den Rücken geklopft, wenn sie ihre Sache gut machte. Ach, hätte sie ihn jetzt zur Seite! Aber sie mußte sich allein helfen so gut sie konnte.

„Kannst du sie nicht zum Stehen bringen, hatte ihr Vater gesagt, „so laß die Rackers laufen; suche nur sie in gerader Richtung zu erhalten, bis sie von selbst genug gekriegt haben."

Nein, zum Stehen bringen konnte Little Rhody sie nicht, die großen Tiere mit den vorgestreckten Hälsen, geblähten Nüstern und angstglühenden Augen. Sie flogen ja wie der Wind dahin mit dem langen, rasselnden Wagen, durch die belebte Straße, kein Hindernis achtend. Mit knapper Not ausweichende Fuhrwerke, entsetzt aufschreiende Menschen, von denen keiner helfen konnte, das Krachen eines zerschmetterten Handwagens, den der Besitzer im Stich gelassen hatte; und dort — o, ein von der Wärterin treulos preisgegebener Kinderwagen — wird ihn das gleiche Schicksal ereilen? — Gerettet! — Denn die Pferde begannen unbewußt der besonnenen Leitung der kleinen weißen Mädchengestalt zu folgen, die mit flatternden schwarzen Haaren, die sternglitzernde Freiheitsmütze im Nacken, straff zurückgestemmt, auf dem Fußbrett stand und mit der Kraft der Verzweiflung die Zügel anzog.

Jetzt abermals ein Schreckensmoment! Die Pferde machten Miene, in eine zu ihren Ställen führende Straße einzubiegen! Rhody schauderte; blaß bis in die Lippen, mit zusammengebissenen Zähnen, berechnete sie den Augenblick. Ein wolbemessener Zügelgriff, ein laut gellender Zuruf, wie ehemals in der Heimat — noch einer — und noch einer — und die überraschten Tiere, ihr unsinniges Verlangen verpassend, stürmten an der gefährlichen Ecke vorbei, auf der jetzt freien, geraden Hauptstraße weiter.

„Jetzt laß die Rackers nur laufen!" murmelte die Kleine, die Worte ihres Vaters wiederholend.

Und sie liefen.

Anfangs in unverändertem, dann aber allmählich in etwas nachlassendem Tempo, beginnende Ermüdung verratend. Little Rhody aber war klug genug, jetzt ihrerseits nicht nachzugeben, damit die Tiere nicht mit noch zu wenig gebrochener Kraft zum Stehen kämen. Unerbittlich mußten sie weiter — auch als es nun bergan ging, weiter, weiter! — bis sie nach und nach in Trab, dann in den gewöhnlichen Schritt verfielen und endlich in schleppender Gangart die letzte Strecke bis zum Kirchhof zurückgelegt hatten, wo ein Dutzend kräftige Männerarme die dampfenden, keuchenden, jetzt völlig gebändigten, aber vor Aufregung zitternden Tiere festnahmen.

Gerettet! — In wirrem Durcheinander drängten sich die zwölf Staaten aus dem Wagen, mehr tot als lebendig noch der ausgestandenen Angst. Oben auf dem Fußbrett aber lag ein kleines, rot-weiß-blaues Häuflein — Little Rhody, die krampfhaft in das Polster des Kutschbocks hineinweinte.

Nach und nach trafen die übrigen Wagen, Reiter und Fußgänger, nicht in geordneter Folge, sondern bunt durcheinander, jeder auf Eile bedacht, am Kriegerbegräbnisplatz ein. Alles drängte sich um die junge Heldin, die plötzlich gar nicht mehr heldenhaft, sondern ganz das schüchterne, bescheidene, kleine Schulmädel war.

„Wär' ich nur fort," dachte sie verwirrt, während das Bewundern und Lobpreisen kein Ende nahm. Sie atmete auf, als endlich die Feier ihren Anfang nehmen sollte; allein ehe sie noch wußte, wie ihr geschah, hatte der Herr Festpräsident sie auf den Platz neben dem seinen befördert, gerade in der Mitte der vordersten Reihe auf der Plattform, wo alle Leute sie sehen konnten! — Diese Plattform kam Rhoda Ireland unheimlicher vor als selbst der Kutschbock.

Als aber der Festredner etwas einflocht von der jungen Soldatentochter aus Alabama, die an Tapferkeit den Helden auf dem Schlachtfeld nicht nachstände — da hätte diese Heldin sich am liebsten in ein Mauseloch verkrochen. Doch es half nichts, sie mußte standhalten, bis endlich das Hochrufen und Tücherschwenken, und der freudige Tumult und der Gesang: „O du sternreiches Banner", sich soweit legte, daß der Redende fortfahren konnte.

Little Rhody aber war fortan kein Fremdling mehr in Washington Village; sie war bei ihren Mitschülerinnen beliebt und allgemein geachtet.

Vermischtes.

Das gräßliche Unglück des Unterganges der Gneisenau, das zahlreiche Familien in Deutschland mit Schmerz und Trauer erfüllt, das von der ganzen Welt bedauert wird, erinnert an eine ähnliche Katastrophe, die sich im Jahre 1861 zutrug, wo das preußische Kadettenschulschiff Amazon in einem Orkan an der holländischen Küste mit Mann und Maus unterging. Dem Wüthen der Elemente fallen Tausende zum Opfer, aber besonderes Mitleid ruft ein solcher Fall hervor, wo so viele junge Menschenleben, Hoffnung und Stolz der Eltern, in der Blüthe ihrer jungen Jahre mit einem Schlage dahingerafft werden.

Rußland betreibt die Einführung drahtloser Telegraphie für Marinezwecke mit aller Kraft. Sämmtliche Leuchtthürme am Schwarzen Meer sollen mit den Geräthen des Popof'schen Systems ausgerüstet werden, wodurch sie mit der Küste und den in der Nähe befindlichen Kriegsschiffen in ständiger Verbindung bleiben. In der letzten Woche wurden 200 vollständige Geräthe nach Wladivostok und Port Arthur verschifft. Die russischen Kriegsschiffe im Stillen Ocean sollen sämmtlich solche erhalten und ferner sollen Wladivostok und Port Arthur mit einander durch mehrere Stationen entlang der koreanischen Küste verbunden werden.

Ein Besuch führte mich, so erzählt ein Reisender, kürzlich nach Bordeaux. In den Straßen umherschlendernd, betrachtete ich mir die Auslagen in den Schaufenstern. Hier erblickte ich u. A. eine Abbildung des Nietzsche'schen Schiller- und Goethe-Denkmals in Weimar; aber zu meinem nicht geringen Erstaunen war es auf einem Zettel als Standbild von Franklin und Washington bezeichnet. Der Inhaber des Geschäftes stand, frische Luft schöpfend an dem schwülen Sommertage, an der geöffneten Ladenthür. Artig trat ich auf ihn zu und machte ihn aufmerksam auf den Irrthum. „Ich weiß," gab er mir verschmitzt lächelnd zur Antwort, „es wurde mir schon gesagt. Doch ich habe meinen guten Grund hierfür: amerikanische Freiheitshelden verkaufen sich leichter als deutsche Dichter."

Ein griechischer Philantrop, der vor einiger Zeit in Korfu gestorben ist hat eine ziemlich beträchtliche Summe für eine Stiftung ganz neuer Art hinterlassen. Es handelt sich um eine Lotterie, deren Nummern arme Mädchen repräsentiren, die sich eines tadellosen Rufes erfreuen; eine gewisse Anzahl von ihnen deren Nummern gezogen werden, erhalten eine Mitgift, die sie zur Anschaffung ihrer Aussteuer verwenden können. In jedem Jahre läßt das zu diesem Zwecke ernannte Comite, an dessen Spitze der Erzbischof der Insel steht, in den Zeitungen ankündigen, wie viel Plätze frei sind und wie viel Candidatinnen also untergebracht werden können. Darauf stellen sich die Bewerberinnen vor, es werden ganz genaue Erkundigungen über sie eingezogen und wenn das Ergebniß derselben günstig ist, so erhalten sie ihre Nummern.

Ein amüsantes Abenteuer hatte König Leopold von Belgien dieser Tage, als er mit seinem neuen Automobil in Brüssel ausfuhr. Er kam durch die Avenue de Tervueren, da sauste plötzlich ein Radfahrer an seinem Automobil vorbei und rief ihm zu: „Poll?! (ein Diminutiv für Leopold), wer zuerst nach Quatre-Bras kommt, zahlt die Getränke!" Und damit setzte er noch kräftiger ein. König Leopold verstand die Herausforderung sehr gut und lachte, und obwohl sein Adjutant über diese Respektlosigkeit auf's Höchste entsetzt war, ging es mit voller Fahrt los, und es dauerte auch nicht lange, bis er den Radfahrer drückte. Der Letztere setzte alle seine Kraft ein, mußte aber bald, völlig „ausgepumpt", aufgeben. Der König sah sich immer noch von Zeit zu Zeit um und hielt auch in Quatre-Bras, um die verheißenen Getränke in Empfang zu nehmen, aber der Radfahrer hatte es vorgezogen, sich zu drücken.

Eine Liga gegen die Seekrankheit und als ihr Organ eine Seekrankheits-Zeitung sind in Paris entstanden, die mit aller Energie dem gefürchteten Uebel entgegenarbeiten wollen. Ein langer, langer Fragebogen wird von der Liga versandt, um alle Erfahrungen aller Seereisenden zu sammeln. Ein Buch soll herausgegeben werden. Mitarbeiter werden in allen Ländern gesucht. Als Mittel gegen die Seekrankheit werden empfohlen: Leibbinden und überhaupt besonders dafür hergestellte Unterkleider, Lüftungsvorrichtungen und Sauerstoff, starke Cokainlösungen. Die Franzosen scheinen ganz besonderen Schreck vor der Seekrankheit zu haben. Wenigstens versichert das „Journal du Mal de Mer", daß die Furcht vor der Seekrankheit ein sehr wesentliches Hinderniß für die Entwicklung der französischen Colonieen sei, da die Furcht viele verhindere, auf ein Schiff zu gehen. Wer sich am Kampf gegen die Seekrankheit betheiligen will, möge sich mit Dr. Madeuf in Paris, 10, Rue Fontaine au Roi, in Verbindung setzen; ganz besonders willkommen sind dort edle Gönner oder öffentliche Körperschaften, die einen Preis von 100,000 Franken für Heilung der Seekrankheit aussetzen wollen.

Ein unlängst erschienenes Buch „Moltke und die Frauen", enthält folgende Mittheilungen über die Kaiserin Eugenie. Für die verführerische Spanierin auf dem französischen Thron fand Moltke Worte begeisterter Anerkennung. „Eine überraschende Erscheinung," schreibt er. „Sie ist schön und elegant, Hals und Arme sind von unübertrefflicher Schönheit, die Figur schlank, ihre Toilette ausgesucht, geschmackvoll und reich, ohne überladen zu sein. Sie trug ein weißes Atlaskleid von so beträchtlichem Umfange, daß die Damen künftig noch einige Ellen Seidenstoff mehr gebrauchen werden als bisher. Im Haare hatte die Kaiserin einen scharlachrothen Kopfputz und um den Hals eine doppelte Schnur prachtvoller Perlen. Sie spricht viel und lebhaft und zeigt dabei mehr Lebendigkeit als man an so hoher Stelle gewohnt ist." 1856 wohnte Moltke den ganz intimen Abenden der Kaiserin in Fontainebleau bei. Aus dieser Zeit erzählt er folgende köstliche Anekdote: Einmal kam das Gespräch auf den Magnetismus. Der Kammerherr der Kaiserin wurde von einem anwesenden Arzte magnetisirt. Er mußte seine Rolle gut gespielt haben, oder er schlief wirklich, denn er schwitzte und weinte dabei. Es entwickelte sich folgendes Gespräch:

Der Arzt: „Sie leiden?"
Der Kammerherr: „Ja."
Der Arzt: „Wo denn?"
Der Kammerherr: „Am Herzen."
Der Arzt: „Sie schlafen hier nicht gut?"
Der Kammerherr: „Nein,"
Der Arzt: „Wo wünschen Sie zu sein?"
Die Kaiserin Euguenie (unterbrechend): „Ach stellen Sie doch nicht solche Fragen! Er spricht bisweilen Dummheiten."

Fische, ebenso wie viele andere Thiere, zeigen eine ausgeprägte Liebe für ihr „Heim" und sie haben die geheimnißvolle Gabe, immer sicher und schnell dahin zurückzukehren. Fische, die in Flüssen oder kleinen Strömen leben, mögen sich dabei von der Gestaltung des Grundes und der Ufer, sowie von der Stromrichtung leiten lassen. Wanderfische aber, die in großen Schwärmen weit durch das Meer ziehen und, ohne Land zu sehen, genau nach derselben Stelle zurückkehren, müssen durch eine Art Instinkt geleitet werden, der nicht so leicht zu erklären ist. Unzweifelhaft haben sie einen hervorragenden Ortssinn und ein merkwürdiges Gedächtniß für die von ihnen eingeschlagene wechselnde Richtung, sowie eine getreue Vorstellung von der zurückgelegten Entfernung. Wie jeder andere Sinn, ist auch dieser bei alten Fischen sicherlich mehr entwickelt als bei jungen und wird also wohl durch die Erfahrung verfeinert, wie das ja auch z. B. von der Brief-, selbst der gewöhnlichen Haustaube bekannt ist. Immerhin erscheint es als eine besondere Fähigkeit, die der Mensch mit den schärfsten Sinnen ohne Hilfe von Instrumenten auch nicht annähernd zu entwickeln vermag. Der Fisch kann sich nicht, wie der Vogel, weithin umsehen, ein Umstand, der es völlig ausschließt, daß er sich von der Umgebung auf seinen Wegen leiten ließe.

An den Küsten von Schottland und Wales hat man häufig Gelegenheit zu beobachten, wie die von der Fischerbevölkerung gehaltenen Hunde nach Eintreten der Ebbe den flachen Strand nach Fischen, vor allem anderen nach Meeraalen, absuchen, und die oft sehr starken Vertreter dieser Art nach der Behausung der Fischer bringen. Da ein Aal von etwa 3 Fuß Länge bereits ein sehr kräftiges Thier ist, gehört bedeutender Kraftaufwand seitens eines Hundes dazu, um einen solchen sich mit aller Macht gegen seine Gefangennahme wehrenden Fisch zu bewältigen. Die an's Land gespülten Aale suchen unter den mehr oder weniger zahlreich den Strand bedeckenden Steinen Zuflucht. Die Hunde, die zum Fischfang schon dressirt sind, suchen nun den Strand ab und bei jedem Stein überzeugen sie

Vexirbild.

Wo ist die Haremsdame?

sich durch Hin- und Herbewegen, ob unter ihm ein Aal steckt oder nicht. Ist ersteres der Fall, so genügt ein Verschieben des Steines, um den Aal zum Verlassen seines Versteckes zu zwingen, worauf dann der Kampf beginnt, der in den meisten Fällen zum Nachtheile des Aales endet. Die einmal an das Fischen gewöhnten Hunde beginnen, ohne dazu besonders veranlaßt zu werden, nach jedesmaliger Ebbe den Fang der Aale, und bringen jeden, den sie überwunden, dem betreffenden Besitzer, der auf diese Weise oft eine recht ansehnliche Menge von Aalen erhält, ohne sich mit deren Fang befassen zu müssen. Die Hauptschwierigkeit in der zum Fischfang nöthigen Dressur eines Hundes liegt in Ueberwindung der Scheu, einen Fisch anzufassen. Ist das einmal geschehen, dann ist der betreffende Hund so gut wie ferm, und der Grad seiner Leistungsfähigkeit hängt dann von Umständen ab. Ist der Hund schneidig und wird ihm seitens eines gefangenen Aales ein bedeutender Widerstand entgegengesetzt, dann vermehrt das seine Passion für den Fischfang, zu dem jedoch nur ältere Hunde heranzudressiren sind, nachdem sie bereits mit Ebbe und Fluth vertraut geworden, sich überhaupt an das Leben an der See und an die Fischkost gewöhnt haben. Bei jungen Hunden ist der Ekel vor Fischen, und namentlich sobald es sich um das Anfassen eines noch rohen, gleichviel ob er lebt oder nicht, handelt, kaum oder nur sehr schwer zu überwinden.

Auf dem Gipfel der Sierras.

In San Francisco wird ein Projekt geplant, welches, wenn durchgeführt, als ein Wunder der modernen Technik bezeichnet werden wird. In den nächsten Monaten läßt die Southern Pacific-Bahn den Bau einer elektrischen Bahn auf den Gipfel der Sierras in Californien in Angriff nehmen. Dieselbe wird eine Fortsetzung der malerischen Mount Lowe Railway bilden, welche vor mehreren Monaten von der Southern Pacific Gesellschaft angekauft wurde. Ein Theil der neuen Bahnlinie wird sich hoch oben frei in den Lüften von Gebirgsspitze zu Gebirgsspitze hinziehen und den Passagieren ein wunderbares Panorama bieten. Auf der einen Seite steile, schneebedeckte Gebirge und fruchtbare, 50 Meilen lange Thäler, mit dem herrlichen Duft der Orangen- und Rosenhaine erfüllt; auf der anderen Seite das weite blaue Meer, der stille Ocean. Wer dann noch den Muth hat, hinab zu schauen, dem werden wilde Klüfte und tiefe Schluchten von mehreren Tausend Fuß Tiefe ein Grauen einflößen. Wie dieses unerhörte Wunder einer Gebirgsbahn ausgeführt werden soll, ist noch ein Geheimniß der Ingenieure, aber eine Anzahl derselben ist bereits an der Arbeit, um diesen großartigen Bau auszuführen. Wenn man aber die Erbauung der malerischen Mount Lowe Bahn näher in's Auge faßt, so ist man überzeugt, daß auch alle Schwierigkeiten bei obigem Projekt überwunden werden. Seit Jahren war es die Sehnsucht der Bewohner zwischen dem Pacific Ocean und der großen Sierra Madres, auf den wundervollen Mount Lowe Ausflüge machen zu können. Professor T. S. Lowe war der Mann, welcher diesem Wunsche praktische Gestaltung gab und das Projekt einer Bahn auf den Gipfel des Echo Mountain in Angriff nahm. Zuerst wollte man eine Bahn in Spiralform bauen, verwarf aber diese Idee und entschied sich für eine schiefe Ebene-Bahn. Der Weg für dieselbe mußte über steile Klüfte und durch mächtige Felsen gebaut werden, und zeigte die Bahn bei ihrer Fertigstellung eine Länge von 2860 Fuß mit einer Steigung von 1350 Fuß. Die Bahn hat ein doppeltes Geleise mit einem Nothgeleise in der Mitte zum Ausweichen; dieselbe wird mit Elektrizität betrieben, welche 90 Meilen davon entfernt, in den Schluchten von Santa Ana, durch Wasserfälle geliefert wird. Nachdem diese Elektrizität erst Los Angeles mit Licht, Heizung und Betriebskraft versehen, liefert sie doch noch genügend Kraft, um diese Gebirgsbahn zu betreiben. Die Cars werden durch einen schrägen Aufzug gehoben und ist die Maschinerie mit einer Bremse versehen, welche nicht allein den Zug zum sofortigen Stillstand bringen kann, sondern auch bei Unfällen die Betriebskraft abstellt, so daß die Sicherheit der Bahn außer allem Zweifel steht. Während man unten am Fuße der Mount Lowe Bahn inmitten blühender Rosen und einer milden Temperatur einsteigt, landet man vier Minuten später 3000 Fuß hoch auf dem Gipfel in der Region eines ewigen Schnees. Hier bietet sich einem die herrliche Aussicht auf das liebliche San Gabriel Thal mit Pasadena und Los Angeles am Fuße des Gebirges; 35 Meilen weiter entfernt sieht man das Santa Catalina Island, welches aus dem unendlichen Ocean emporragt. Blickt der Besucher um sich, dann ist er erstaunt, so nahe an der Grenze des ewigen Schnees eine reiche Flora zu finden. Hier stehen Baumriesen von 20 Fuß Umfang, welche 100 Fuß hoch emporragen. Ein großartiges Observatorium ist ebenfalls auf dem Gipfel errichtet worden mit einem Reflektor von drei Millionen Kerzenstärke und einer Linse von 800 Pfund Gewicht, welcher seine Strahlen auf eine Entfernung von 150 Meilen hinaussendet. Von hier aus wird die neue Bahn weiter auf den höchsten Gipfel des Gebirges, bis zu einer Höhe von 8000 Fuß, geführt werden.

Türkischer Humor.

Daß die Türken auch ihren Humor haben, geht aus einigen Anekdoten hervor, die man in dem Buch „Die Türkei in Europa" findet, das soeben erschienen ist. Der Hodscha Nasreddin Effendi, eine Persönlichkeit aus dem 14. Jahrhundert, war ein veritabler Humorist. An einem Freitag bestanden die Dörfler darauf, daß der Hodscha ihnen in der Moschee eine Predigt halte; er hatte das nie zuvor gethan, weil er keine Rednergabe besaß. Widerwillig bestieg er die Kanzel, warf seinen Blick über die Versammlung und fragte in Verzweiflung: „Oh! Ihr wahren Gläubigen, wißt Ihr, was ich auf dem Puncte bin zu sagen?" Natürlich antworteten sie „Nein". „Nun, ich weiß es wahrlich auch nicht," sagte er und verließ eiligst die Moschee. Die Gemeinde jedoch war entschlossen, eine Predigt von ihm zu haben und zwang ihn am darauffolgenden Freitag abermals, die Kanzel zu besteigen. Er stellte ihnen dieselbe Frage, und die Gemeinde antwortete mit Uebereinstimmung: „Ja!" — „Nun, wenn Ihr es wißt, dann brauche ich es Euch nicht zu sagen," und entkam abermals. Am dritten Freitag hatten die Dörfler, wie sie glaubten, einen unfehlbaren Plan ausgedacht. Sie bekamen den Hodscha wieder auf die Kanzel und antworteten auf seine gewohnte Frage: „Einige von uns wissen es und die Andern nicht," worauf der Hodscha antwortete: „Dann mögen Diejenigen, die es wissen, Denen berichten, die es nicht wissen." Die Gemeinde plagte ihn von da an nicht mehr um eine Predigt — In einer heißen Nacht schlief der Hodscha der Kühle wegen auf der Veranda. Er wachte plötzlich auf und sah eine Gestalt, die er für einen weißgekleideten Räuber hielt, über seine Gartenmauer klettern. Er ergriff erschrocken seinen Bogen und schoß sofort einen Pfeil auf den vermeintlichen Einbrecher ab. Als er an die Gartenmauer trat, fand er, daß sein Pfeil ein weißes Nachthemd durchbohrt hatte, das seine Frau gewaschen und zum Trocknen an die Gartenmauer gehängt hatte. Der Hodscha fing laut Gott zu preisen an. Seine frommen Worte weckten die Nachbarn auf, die glaubten, daß man sie zum Gebet rufe. Da es noch mehrere Stunden vor Sonnenaufgang war, schalten sie den Hodschah seiner verfrühten Frömmigkeit wegen, worauf dieser sich entschuldigte: „Ich habe Gott dafür gedankt, daß ich nicht in dem Hemd gesteckt, das ich mit dem Pfeil durchbohrt habe."

Der offizielle Nachruf eines Menschen stimmt oft wenig mit der offiziösen Nachrede.